

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.

No. 17.

Donnerstag am 20. October.

1853.

Saltuer-Märchen.

Stirol ist das Land der Kapellen, Wegkreuze und Marterln. Ein Marterl ist aber ein Bildstock, wie man deren dort in überschwenglicher Zahl antrifft: an der Heerstraße und neben Brücken; auf stillen Waldpfaden und wilden Bergen. Des Volkes frommer Glaube stiftet diese Denkmale von Holz oder Stein. Die Bilder, so darauf zu schauen, sind eine Chronik der Gegend und der darinnen hausenden Geschlechter. Wo die Lawine eine Hütte begrub, ein Murbruch das Feld verwüstete, wo die Flut das spielende Kind verschlang, ein Sturz vom Felsen den Hirten verunglücken machte, wo der Mord gewüthet und der Blitzstrahl gezündet, stehen die stummen Bilder aufrecht, um die Begebenheit im Gedächtniß des Wanderers aufzufrischen und die Opfer derselben seinem Gebet zu empfehlen. Andere — einfach Bildstöckl heißen — stehen aber auch, wo das Glück gewaltet, wo der Feind geschlagen worden, wo ein Engel den Erstirrenden gerettet, wo eine Stimme vom Himmel geredet, und ein heiliger Geist sich verkörpert gezeigt, um Wunder zu thun. Sie predigen

so rührend, die schmucklosen Bilder, den Dank für einen besondern Segen der Felder, für eine von den Heiligen gewährte Bitte schweren Leides. Sie bezeichnen die Stätte, wo sich gute Menschen zum Guten zusammengesunden, wo der beschwerliche Bergweg sein Ende erreicht, wo dem Pilger zu rasten vergönnt.

Dann und wann steht am Weg ein Bildstock, der nicht eines Unglücksfalls oder verehrter Heiligen Kontersel aufweist, sondern ein Gemälde, das der Vorübergehende nicht also gleich versteht, und dessen Ursprung nur aus dem Munde des Volkes zu erfahren ist. — Ein solches ist zu sehen auf einem der verworrenen Pfade, von denen die Gemarkung von Obermais, bei der alten Herzogstadt Meran, durchschnitten wird. Jener reizende Boden, worunter eine verschüttete Römerstadt schläft, worauf edle Geschlechter ohne Zahl entsprossen und vergangen sind, ist an Schlössern und Weingärten so reich! In den erstern, auf dem Wappenschaube der Ritter, gedeiht jetzt der freie Landmann; in den letztern die süße Traube mit süßlicher Nervigkeit. Wann sie reift und tauendfach hervorschwellt aus den lustigen Nebelauben, wird sie vom Eigenthümer dem Schium des

Saltner's anvertraut. Der Saltner, der aufgestellt ist, einen gewissen Bezirk zu überwachen, tritt seinen Dienst im Augustmonat an und verläßt ihn nach der Weinlese. Er ist gehalten, bei Tag und Nacht in seinem Revier aufzupassen, seine abenteuerliche Kleidung nicht abzulegen, seinen Bart nicht zu scheeren. Er soll der Trauben warten, dem Diebstahl wehren, unberufene Näscher pfänden; ein Kinderschreck, eine Vogelscheuche und überhaupt ein rechter Trugmann sein. Die Ruthe trägt er gegen die muthwillige Jugend; gegen die Sperlinge den tollen, dreieckigen Hut, gepugt mit unmäßigen Federsträußen und zahlreichen Sichhornschwänzen; dem nächtlichen Räuber begegnet er mit Partisane und Schießgewehr. Als eine fernere Wehr hängt an seinem Lederkoller die Gellpfeife, um seine Amtsgefährten im Fall der Noth gegen etwaige Uebermacht herbeizurufen.

Auf dem Bildstock, dessen oben Erwähnung geschehen, ist ein Saltner abgemalt, in Zweisprach mit dem leibhaftigen Satanas. Die Sage von der seltsamen Schilderei ist aber folgende: Vor gar langen Jahren ist einer auf einem Bezirk von Obermais Saltner gewesen, der von Hasling gebürtig war. Wer's nicht schon weiß, hört gerne, daß Hasling ein verstecktes Bergdörfli ist, ungemein hoch über Meran gelegen, und von der Stadt führt nur ein steiler Pfad über Berg und jähen Fels dahin. Als eine Vorwacht steht oben in dem Felsbruch, wo die Bergfläche anhebt, die kleine Kirche zur „heiligen Katharina in der Schart“ genannt. Hasling liegt jedoch weit hinter derselben, und eine tiefe Schlucht, des Waldstroms Runse, ist noch zu überschreiten, bevor der Wanderer sagen darf: „grüß' Dich Gott, und er behüte Dich, Du trauliches Alpdorf!“

Also: er war aus Hasling, der Saltner, und zwar der Knecht eines Freisassen im Etzschthl, der das Recht hatte, einen Saltner zum Dienst zu stellen. Der Knecht hieß Romedius, galt für einen starken, nüchternen und verschlagenen Gesellen. Er war daneben wohl etwas menschenscheu und in sich gekehrt, als wäre nur sein Leib im Bauerndienst beschäftigt, und sein Geist dagegen auf der Wanderschaft. Woüber er grübelte, wußten nicht seine Nebenknechte;

am wenigsten die Dirnen seines Bauern: mit ihnen sprach er nicht ein Wort.

Nachdem er den Saltner eid geleistet, wurde ihm wohl, denn er durfte jetzt allein bleiben und scheu und wild umherstreifen in seinem Bezirk, durch's Laub raschelnd wie eine Otter; durfte mürrisch anbrummen, wer ihm in's Gehege kam, und niemand hatte Lust, mit dem rauchhaarigen Burischen zu halten oder anzubinden. Niemand kam, ihm eine Frage zu stellen, und so grübelte er fort und fort, bis er eines Tages auf's Tüpflein wußte, was er wollte.

Unten am Ragenstein war ein Haus. Darinnen lebte ein alter Mann aus Graubünden. Er war zur Zeit der Religionskriege nach Tirol gekommen, um in seinem alten Glauben ungestört zu leben und zu sterben. Der Greis sollte von Zauberei nicht wenig wissen, sagten die Leute. — Zu ihm ging der Saltner und bekannte, wie allnächtlich ein Teufel zu ihm in den Weinberg käme, und nicht vor dem Gebet wiche. Der Graubündner möchte doch sagen, wie der höllische Spuk zu bannen sei, damit er Rede stehe. Denn — fürchtete der Saltner — es dürfte wohl etwa eine arme Seele sein, die schwarz herumlaufen müsse, bis sie einen gefunden, sie zu erlösen.

Es möchte nicht gut sein, um des Mißbrauchs willen, so gerade heraus zu sagen, was der Kahlkopf aus Engadin dem Romedius gelehrt hat, und darum soll es auch nicht gedruckt werden. Genug: der Saltner hatte bald einen kräftigen Zaubersegen gelernt und ging in der folgenden Nacht schon an's Werk. Er hatte nämlich gelogen, daß ihn ein böser Geist heunruhige. Vielmehr wollte er ihn rufen, den Spuk der Finsterniß. Er wollte ihn sehen, den Teufel, den er bereits im Herzen trug; ihn sehen und mit ihm reden.

Das Wetter war günstig, denn Mond und Sterne schienen nicht. Der Passerwind segte rauh. In Kreuzweg lag an der Grenze des Bezirks, den Romedius bewachte. Im Rücken des Beschwörers ragte ein prächtiger Kastanienbaum empor. Ihm gegenüber sprudelte ein frischer Brunn aus einer Steinsäule, die ein herrlicher Epheubusch bekrönte. Der Saltner zauberte beherzt drauf los, nachdem in Untermais die elfte Stunde geschlagen hatte. Zufällig ging aber selbige Uhr zu früh, und der Saltner zauberte immer vergebens, bis endlich, nachdem es auf dem

Meraner Spitalthurm else war, der höllische Geist mit widerwärtigem Graunzen erschien. Der Brunnensäule Knauf verwandelte sich in seine schwarze Frage; der Epheubusch in funkensprühendes Strupphaar. Die kupferrothe Zunge des Teufelkopfs lampte begierig den frischen Quell aus dem Brunnentrog. Dem Saltner wurde übel, als er die Erscheinung sah, und er befahl dem Geist geschwinde, sich in einer anständigen Positur zu zeigen. Mit verdoppeltem Graunzen gehorchte der infernalische Trabant und stand vor dem Beschwörer in der Tracht eines Passeyrers, mit Ausnahme des Huts, der schwefelgelb auf seinem Haupte glimmte. Sein Brusttuch leuchtete dunkelroth; auf seinem Gurt blitzte der geheimnißvolle Drudensfuß als ein Zeichen seiner Abkunft. — „Was willst Du, Remedi?“ fragte bitterböse der allergrößte Geist des Abgrunds. — „Du sollst mir dienstbar sein;“ antwortete der Saltner, nicht ohne Zagen. — Der Geist brummte erschrecklich: „sage denn einmal, was Du willst?“ Du hast mich bei der Marende gestört, Du einfältiger Zoch!“ — „Weißt Du nicht allbereits, was ich will?“ — „Freilich lese ich's in Deinem Hirn. Dein bißel Vernunft ist droben in Hasling bei der Moidl. Die Dirn' will aber nichts von Dir wissen. Sie hat einen andern lieb: den Ulrich aus der Stadt, des Münzmeisters Sohn. Er will sie zum Weib nehmen, sobald er sein eigener Herr geworden. Das tragt Dich, und Du willst es hindern. Aber gerade jeho steigt der Ulrich wieder hinauf in die Schart, um mit der Moidl zu kosen nach seiner Gewohnheit. Stehst Du die Jackel droben im Walde schräg hinaufziehen vom Laaberickloß?“ — „Wohl seh' ich sie, und die Galle dringt mir zum Herzen. Flieg' auf und dreh dem Buben den Hals um!“ — Der Geist lachte laut. „Wir brechen einem nicht so geschwinde das Genick. Er muß zuvor unser sein. Unser aller Herr im Himmel hält die Hand über seine Geschöpfe. Wir haben nur Gewalt über den Menschen, sobald es dessen freier Wille ist, der unsrige zu sein. Du hast größere Macht denn ich, über den Ulrich. Warum schießest Du ihn nicht auf den Grind? Aber Du bist feig und fürchtest den Henker, Du Tropf.“ — Der Saltner hing die Ohren, versehend: „was hätt' ich auch gewonnen, wenn ich ihn tödtete? Die Moidl

würde mich noch weniger leiden können.“ — Der teuflische Passeyrer zog unter dem Hosenträger eine Tabakspfeife hervor, steckte sie mit einem seiner knisternden Haarbüschel in Brand und rauchte, stehend auf dem Rand des Brunnens und die Füße schlenkernd. — „Was machst Du da?“ fragte der Saltner. — „Ein Zeitvertreib, weil Du so viel langweilig bist, Remedi.“ — „Ein wunderlicher, stinkender Zeitvertreib. Buah!“ — „Hm, in hundert Jahren wird die halbe Welt an der Pestilenz da ihre Freud' haben. Beliebt?“ — „Buah! ich muß niesen.“ — „Brav, Remedi, das räumt den Verstand auf. Mach', daß Dir was einfällt. Der Hahn wird bald schreien.“ — „Hilf mir, Du feuriger Besessener, hilf mir aus der Noth.“ — „Ich mag nicht.“ — „Gieb mir nur einen Anschlag, fauler Satan.“ — „Ich mag nicht.“ — „Zwinge die Moidl, mich zu gern zu haben und den Ulrich fahren zu lassen.“ — „Ich hab' keine Gewalt über die Pfott.“*) — „Du kannst aber auch gar nichts. Schicke mir einen Deiner rüstigern Brüder.“ — „Ich mag schon wieder nicht.“ — „Das ist zum Verzweifeln. Sag' mir doch wenigstens . . .“ — Da krächte der Hahn, und der Passeyer verschwand in einer aufschlagenden Flamme. Der Saltner blieb einsam und verdrossen zurück. Er zürnte dem Schicksal, dem Himmel, der Hölle.

Beim Kirchlein in der Schart leuchtete indeß die Jackel des liebeheißigen Wanderers wie ein Stern, und erlosch sodann bescheiden vor dem Sirable schöner Augen, die aus der Nacht hervor den Jüngling begrüßten. „Wie seknte ich mich nach Dir, mein Ulrich!“ — „Wie hab' ich nach Dir geseufzt, geliebte Marie!“ — „Die Mutter ist kränker worden. Sie wird, so fürchte ich, die Woche nicht überdauern.“ — „Sei getrost, Marie: ich will fortan Deine Stütze sein. Stirbt auch die Mutter, eine Beute hoher Jahre, so treten wir dagegen in ein neues Leben. Mein Vater will nicht länger unsrer Liebe widerstehen. Mein Gewerbe geräth in Gang. Sobald ich des Vaters Haus übernommen, führ' ich Dich heim, holde Magd.“ — „Ich danke

*) Marende: Beißerbrod. Zoch: grober Bursche. Moidl: Marie. Fragen: ärgern. Grind: Kopf. Pfott: Dirne.

daß der heiligen Katharina, die ich um ihren Schutz gebeten, Du Lieber. Diese Hoffnung tröstet mich im Leide, und sie wird mich nicht betrügen, Ulrich?" — „Das sei ferne, Marie." — „Du wirst mich standhaft lieben, Du der Stadtherr mich, die ungelehrte Bäuerin?" . . . „Immerdar, bei meiner Ehre!" — „Ewig lieben, ohne Aufhören, ohne Zwang?" — „Ewig! ich schwör's, Du liebreizendes Kind, ich schwör's bei des Vaters Haupt, bei meiner verstorbenen Mutter Seligkeit, bei meiner eigenen gelobe ich's. Wenn ich Dir jemals die Treue bräche — ein Opfer des Höllenfürsten müßt' ich sein. Das ist mein Eid."

Die Nachtlust, die so lind und weich auf dem hohen Berge schwamm, während unten über die Pässe und die Gänge der Thalwind brauste, verwandelte sich plötzlich in den glutheißen Athem des welschen Windes. Die Liebenden, eng umschlungen, schauderten. Es gingen aus der unfernen Schlucht Stimmen auf, gleich wie der Klang zerspringender Glocken. „Ich meine die Mutter ruft!" lispelte das Mädchen erschreckend. — „So eile, Marie. Morgen um dieselbe Stunde siehst Du mich wieder. — „Wohl?" — „Gewiß." — „Gott geleite Dich?" — „Behüte Dich der Herr, mein Engel." — Ulrichs Heimkehr wurde vom Morgenschein beleuchtet. Zur selben Zeit, da des Münzmeisters Sohn den Schlüssel hervorzog, um sein Haus zu öffnen, klopfte Romedius an die Thüre des Engadeiners. Aber all sein Klopfen war vergebens. Der Alte hatte sich zu irgend einer Wanderung aufgemacht und war daher nicht im Stande, dem ängstlichen Salmer die Adresse eines andern gefälligeren Teufels zu geben. — In seiner Verzerrung rief daher Romedius in der folgenden Nacht denselben Geist, der ihn so schön behandelt hatte. — „Was willst Du denn schon wieder?" brüllte der Abgründling, aus der Erde tauchend. Er trug abermals des Passyreters Gewand. Doch hatte er einen Blumenstrauß, dessen Farben bunt und wildbeweglich durcheinander zuckten, in der schwarzen Kralle. „Du belästigst mich stets zur ungelegenen Stunde," murrte er: „kaum hatt' ich Zeit, die Seele, deren Bräutigam ich heut' gewesen bin, unter Dach zu bringen und einzuheimsen, die zarte Jungfer. Was ist nun, Remedi? Mach's kurz; ich bit' schön." — Romedius erwiderte: „Du bist

ein Aff', der nicht einmal meinen ehrlichen Taufnamen herjagen kann, wie sich's gehört, und von Dir erwart' ich keinen Rath mehr." — „Recht hast Du, Remedi. So hör' ich's gern." — „Mir selber ist was eingefallen." — „Brav, Remedi. Selbst ist der Mann. Laß hören." — „Schau einmal . . . wie heißest Du, Schwarzer?" — „Wie Du willst, Remedi. Mir ist's gleich." — „So will ich Dich Mocker heißen?" *) „Ist schon recht." — „Schau einmal, Mocker: ich hab' mich über alles besonnen. Der Ueich darf einmal die Moidl nicht kriegen. Ihn todt zu schlagen, würde zu nichts führen; . . . auch hätt' ich nicht die Zeit dazu, weil ich im Dienst bin Tag und Nacht. Dem Madel kann ich die Liebe zu mir nicht anheren, und Du weißt schon gar kein Mittel. Wie aber, wenn der Bub des Münzmeisters in eine andere verliebt gemacht würde?" — „Wär' schon recht, Remedi." — „Wenn er um die andere die Moidl verließe?" — „Wär' gar recht, Remedi." — „Die Weiberleut' sind ein eigen Volk. Dem Todten bleiben sie oftmals treu; aber dem Ungetreuen zu Leid hängen sie sich noch öfter an einen andern?" — „Ist schon so, Remedi." — „Wenn die Moidl schon alsdann aus Verdruß mir den Handschlag gäbe? . . ." — „Wär' schon über alles recht, Remedi." — „Freilich, freilich, Du langsamere Teufel. Aber Du, Du sollst helfen; Du sollst halt auch einmal was thun. Wirßt doch mit dem Versühren umzugehen wissen?" — „Ich mein' schon, Remedi. Wen soll ich versühren? den Mann oder's Weibel?" — „Heilige Geduld verlaß' mich nicht! den Mann, den Ulrich, des Münzmeisters Buben; wen sonst? Ach, Du mein Mocker! wie bist Du so viel dumm!" — Hierauf streckte der böse Geist die Zunge höhrend aus dem Machen, und sprach: „dumm hin, dumm her! Wenn ich schon zerstreut bin und vergesslich — der Gescheite lacht zuletzt. Befiehl nur immer zu. Ich will probiren, was Du verlangst. Hab' gerad eine Jungfer von Bogen im Vorrath; die soll mir taugen, denk' ich." — Da krächte wieder der Hahn und die höllische Audienz hatte ein plötzliches Ende.

Ulrich verschief den nächsten Morgen unruhig träumend, gleichsam liegend auf Dörnern. Bei'm

*) Von „mocken:" trogen.

Esfen horchte er nur halb auf die verständigen Worte seines Vaters, der mit ihm von seiner zukünftigen Wirthschaft redete. Nach Tische war ihm, als hätte er ein härenes Hemd und einen Stachelgürtel auf dem Leibe. Eine peinliche Ungeduld trieb ihn aus dem Hause, bevor noch der Abend graute. Marie hatte ihn gebeten, der Mutter letzte Stunden ihr tragen zu helfen. — An der Kirche vorübergehend, hörte er zum Segen läuten. Obwohl er sonst die heilige Handlung selten versäumte, hatte er doch heute nicht Lust, ihr beizuwohnen. Er drehte das Ohr dem aufsteigenden Passerwind entgegen. So oft die Glocke rief: „herein, herein!“ so oft brauste die Windsbraut des Thals: „hinaus! hinaus!“ Freunde, die unter der Kirchenpforte standen, winkten ihm; er schüttelte das Haupt und lief der Brücke zu. Es wogte dort vom Boden eine durchsichtige Lichterscheinung mit Schwanenflügeln auf, die ihn milde zurückzuschicken versuchten. „Es ist ein Blendwerk!“ brummte er in sich hinein und drängte sich am Schutzengel vorüber. — So wurde es Abend, da er zum Laaberschloß kam. Dort wandelte den waldigen Weg bergan ein Frauenbild in rothem Kleide und weißem Platterschleier, und Ulrich erreichte bald die Wandelnde und sah troy der Dämmerung klar und liebentzündet in ein blaßes schönes Jungfrauen-gesicht. So viel Anmuth und Körperreiz war ihm noch nicht begegnet. — „Wo hin, holdes Fräulein?“ — „Ich ergehe mich im Kühlen,“ sprach die sanfteste Mädchenstimme. — „Woher, Du liebes, einsames Kind?“ — „Aus Bergen gebürtig bin ich. Mein Vater ist der reiche Kaufmann Wildenauer und hat mich daher geschickt in die Sommerfrische.“ — „Wo ist Deine Wohnung, seine Jungfrau?“ — „Si, es schickt sich nicht, dem jungen Herrn das zu berichten.“ — „Dürfte ich nicht bei Dir einkehren?“ — „Daß Gott erbarm! dazu seid Ihr noch viel zu jung.“ — „Erlaubst Du mir nicht, Dich wieder zu sehen?“ — „Warum nicht? Auf diesem Wege bin ich allabendlich zu finden.“ — „Stets allein?“ — „Nicht anders.“ — „Wenn ich immer, immer bei Dir verweilen könnte? . . .“ — „Wenn Du wolltest, meinethwegen.“ — „Wo frag ich an, Du Schöne?“ — „Frage nach mir in meines Vaters Hause.“ —

Wer sagt, was Ulrich, der schnell Bethörte, alles versprach, gelobte, beschwor? Die Nacht kam geschwind, und er hatte vergessen, wohin er gewollt. Die schöne Kathi hatte die einfache Marie aus seinem Herzen und Gedächtniß verdrängt. Die Sterne funkelten schon lange, ehe er andern Heimweg dachte und Abschied nahm von der Verführerin, die auf eine räthselhafte Weise an einer Ecke der Weinbergmauern verschwand.

Gleichsam berauscht trat Ulrich in seine Kammer, und das Gespräch des Abends schwirrte unklar, doch immer mächtiger bezaubernd, vor seinen Ohren, plötzlich lechzte er nach überirdischen Reizen; nach einer schweren goldenen Wittigst. Plötzlich erschien ihm — das Dorf Hasling so klein und elend, das Mädchen darinnen so gering an Geist und Habe. „Die arme Haut!“ sagte er mit kaltem Sinn zu sich selber: „sie liebt mich freilich wie ihren Augapfel; aber sie dringt sich mir auf, während die andere wie eine Königin sich mir zu versagen scheint. Und diese zarte, wenn auch stolze Zurückhaltung reizt mehr als die Hingebung aus voller Brust. Mariens Athem ist warm, und heiß ihr Kuß; glühend ihre Hand, die sich an mich klammert, als an das Einzige, das sie liebt im Leben; — der andern Rede ist freilich eisig, frostig ihr Blick, ihre Hand so kalt wie Stein; aber bedeuten kalte Hände nicht die warme Liebe? Ist es nicht ein Himmelsglück, eine solche Marmorjungfrau zu beleben durch die Blut des süßesten Verlangens?“ — Von nun an hatte Ulrich nur einen Gedanken, und zwei Tage lang verfolgte er denselben auf den Tersen seiner neuen Buhlschaft, und Marie wartete vergebens.

Aber auch Nomedius, der Saltner, hatte vergeblich. Ihm wurde keine Kunde, und er hätte sterben mögen vor Ungeduld auf seinem Posten, den er nicht verlassen durfte, ohne die strengste Strafe zu gewärtigen. Endlich vermochte er nicht mehr, diesen Zustand zu ertragen, und rief abermals den Teufel. Er machte es dringend; denn der Schwarze erschien unter einem derben Hagelwetter von Verwünschungen. In einer Hand trug er einen weißen Frauenschleier, in der andern ein rothes Weiberge-wand. „Was soll das?“ fragte der Saltner, auf die Kleider zeigend. Mocker flutschte die Zähne, er widernd: „bin ich nicht ein Schneider worden und

ein Haarträusler und ein Jungferndiener nur um Deinetwillen? Element! warum schreist Du nach mir, und das Buhlstündlein ist schon vor der Thüre? Meinst Du, es sei ein Pappenspiel, so oft gen Bogen und Meran zu fahren, um meine Jungfer zu holen und heimzutragen? Ich kann sie doch nicht im Walde lassen; sie verdürbe mir in Wind und Thau und Sonnenhitze. Was willst Du denn, unseliger Mensch, mir zur Plage erschaffen?" — „Ich will wissen, wie die Sachen stehen.“ — „Vortrefflich. Der Ulrich hängt an der Angel. Die Moidl wartet heute in die vierte Nacht vergebens. Willst Du sehen, wie verliebt der Bube ist? Ich werde gleich mit ihm an Deinem Weinberg hinspazieren. Was jedoch weiter? Ich langweile mich theils, theils hege ich mich ab mit der konfusen Historie.“ —

Hastig versetzte Komediüs: „die Moidl muß die Bescheerung mit eignen Augen sehen. Dann ist sie mein, unwiderruflich mein.“ — „Das wird schon seyn, Komedi; aber wie fangen wir's an?" — „Horch zu, Mocker. Ich darf nicht von binnen gehn; aber verleite Du den Ulrich, mit seiner Schönen daherein zu wandeln, und mache eine Hererei, daß alsdann kein Mensch aus dem Weinberg entweichen mag, bevor der Tag anbricht.“ — „Das will ich.“ — „Und sobald die Leut'n herinnen, hole die Moidl herab, daß sie schauen, wie ihr Bräutigam sich mit einer fahrenden Tochter um Mitternacht unter dunkeln Lauben ergeht.“ — „Das ist gescheit, Komedi. Und Du?" — „Ei, ich werd' schon mit der Moidl zurecht kommen; werd' ihr sagen: „sieh da den Ulrich, der Dir untreu; sieh da den Komedi, der Dir getreu, und wähle nun.“ — „Gut, nichts weiter? ich muß fort.“ — „So fahre ab. Sei klug.“ — „Ha, nach meiner Gewohnheit.“ — Eins, zwei, drei: Mocker war fort.

Auf halbem Weg nach Bogen fiel dem Vergeßlichen das Herenwerk bei, das ihm Komediüs anbefohlen, und stürmlings fuhr er zurück und machte einen festen Paan über Komediüs Weinberg. Alsdann holte er die schöne Kathi, ruzte sie heraus und wartete in ihrer Hülle am bestimmten Orte des Buhlen. Ulrich kam schnell und sprach: „Du bleibst lange weg. Schon dreimal ging ich diesen Pfad.“ — „Mein Weg ist weit, Geliebter. Dafür bleib ich heute um so länger.“ — „Tausend Dank.

An Deiner Seite würde mir die ganze Nacht grade nur wie ein Augenblick vergehen.“ — „Die Nacht ist kurz genug, Ulrich. Zudem leuchtet der Mond so unverschämt. Wollen wir nicht den Schatten eines Weinbergs suchen? Mich gelüstet nach einer frischen Traube, und die Saltner schlafen sicherlich.“ — „Was kümmern uns die Saltner? Süßer als die Rebe ist das Wort aus Deinem Munde. Komm, Theure: laß' uns gehen, wohin es Dir beliebt.“ —

Der lauernde Komediüs, die spitze Zunge, wie eine schadensfrohe Schlange thut, ungeduldig zwischen den Lippen hin- und herbewegend, sah das Pärchen daherschreiten. Seine Brust klopfte hoch vor Vergnügen. Er bückte sich über die Mauer des Weinbergs vor, packte krampfhaft die Partisane und wünschte ein Fischer am Strom zu sein, um seine Beute recht eiligst im Netz aus den Fluten emporziehen zu können. Aber auch ohne sein Zuthun nahte der ersuchte Augenblick: schon waren Ulrich und seine Gefährtin im Begriff, in den Weingarten zu treten. . . . — Da fiel dem Schwarzen ein, daß er vergessen, die Marie von Hasling herbeizuholen. Aus Furcht, gescholten zu werden, verlor er, wie gewöhnlich zur Unzeit, den Kopf und slog, Kathi's Leib verlassend, auf gierigen Fledermausfüßigen den Berg empor. Bis zum Tode erschreckend, sah Ulrich den bösen Geist in seiner häßlichsten Gestalt in die Lüfte schiefen und die wunderschöne Kathi neben sich niederstürzen, eine falsche Leiche. Mit einem Schrei der Angst fuhr er auf, das böse Spiel ahnend, so mit ihm gerieben worden, und erwachend aus dem Zaubertaumel, den der Brodem des Abgrundes um sein Haupt gewoben. — „Todi?" rief er, auf des Mädchens Ueberreste schauend: „eine falsche Nase mit dem Geruch der Verwesung? wer hat mir dieses Gaukelspiel vergemacht?" Er wollte entfliehen; da schrie ihn Komedi's Stimme an! „halt! willst Du bleiben? Weiche nicht von Deiner Buhlin, ungetreuer Stadtherr, oder ich schieße Dich nieder!"

Unschlüssig blieb Ulrich auf seinem Plage, und dessen war Komediüs froh, da er selber nicht vom Fleck konnte, gefangen von des Mockers ungeschicktem Bann. Da flatterte abermals der Höllenvogel durch die Luft, vom Gebirge niedersahrend und das unschuldige Kind von Hasling in seinen Krallen haltend. Er ließ die Ohnmächtige in die aufstre-

benden Arme ihres reuigen Bräutigams fallen und wollte eben wieder in Kathi's todte Hülle schlüpfen, als Komediuss mit „Pest! und Mord und Tod!“ seinen Namen rief. „Zu mir, zu mir das Weib, und mach' mich los, Du dummer Teufel!“ schrie der Saltner mit ersahmender Zunge.

Marie war indessen in Ulrich's Armen erwacht und fragte mit der alten Liebe in Aug' und Mund: „bist Du nicht krank, mein Lieber? Ich träumte von Dir, da ich auf der Mutter Grab eingeklaffen gewesen. Ich hab' Dich in Gefahr gesehen, und als ab ein wilder Sturm zu Dir herab mich führte, war mir zu Muth. Doch Gott sei Dank: ich hab' Dich wieder und achte aller Höllenträume nicht, im Schutze der göttlichen Mutter, und der allerheiligsten Dreifaltigkeit!“ — „Zu mir! zu mir!“ schrie Komediuss heiser, da er unbeweglich der Widervereinigung zusehen mußte. — Aber der schwarze Höllengeier, der schon wieder aus den Wolken niedertauchen und Marie den Händen Ulrich's entführen wollte, plagte wie ein Wetterballen bei der Anrufung der allerheiligsten Dreieinigkeit, zerstob in eine Garbe von Funken und verging mit Heulen und Geträchze. Zugleich verschwand Kathi's Todtenleib und jede Spur des höllischen Akts, bis auf Komedi's absterbende Gestalt, die noch am Morgen da stand wie gefroren; nur war das Antlitz auf den Rücken gedreht, und schwarz wie eines Mohren Angesicht. —

Der dümmste Teufel des Pfuhls hatte an dem Saltner seine Revanche genommen.

Diejenigen Erzähler, die ihre Geschichten gern recht schaurig beschließen, ermangeln nicht, das Ende der vorliegenden anders vorzutragen. Nach ihnen wäre Ulrich gen Bogen gereist, um Kathi's Hand von ihrem Vater zu begehren. Nachdem er gehört, daß jenes Mädchen bereits vor manchem Mond gestorben und begraben, sei er vor Entsetzen wahnwitzig geworden, und ein Selbstmörder. Marie sei dem Gram unterlegen; sie sitze heutzutage noch zur Nacht als ein Geipenst auf dem Felsen vor der „heiligen Katharina in der Schart,“ braue Gewitter und schleudre ihre bitteren Thränen in Wind- und Regenschauern auf die Stadt des Ungetreuen hernieder. — Wir folgen jedoch gern der freundlicheren Sage und berichten, daß Ulrich bei Vernunft und Besserung geblieben, und dem Komediuss zum Gedächtniß das noch zu schauende Marterl setzen lassen; daß ferner Marie niemals von ihres Freiers Versuchung gehört, sondern als eine Glückliche, die das ersehnte Ziel erreichte, sich mit ihm vermählt hat. Die Ehe ist, wie sich von selbst versteht, eine überaus glückliche gewesen, und der dumme Teufel des Komediuss soll sich gar manchmal darüber, daß gerade er die Liebenden zusammengeführt, verwundert, aber beifällig geäußert haben.

Volkslieder in schwäbischer Mundart. *)

I.

Keiner nach dem Herzen.

Wer hat mer in mein Spiegel guckt,
Mei Spiegel ist so trüeb,
Und 's Rähmle hat er au verbuckt,
Das ist mer gar sei Lieb.

Recht tappig muß der sell doch sei,
Und ohne viel Manier;
Ja, ja, der schaut so töplich drei,
Wie unser brauner Stier.

*) Einzelne der schwäbischen Volkslieder des Dichters sind schon früher von Fr. Siller componirt worden.

Was will er mit dem Spiegel no?
Er meint, i sei do drinn! — —
O guete Leut', o saget, wo
Kommt sonst ei'm des in Sinn?

Mi suecht er, und sei oige's G'sicht
Guckt aus em Spiegel raus;
Mi faust er nimme nach em G'wicht
Und net um Hof und Haus.

Des hebt net aus, des ist wie Graß,
Dem han i nie no traut;
Dem will i sei, der ohne Glas
Mir in mei Herz net schaut.

Siecht er se drinn, no fa mer au
Was hoffa von der Zeit;

No isch der Himmel hell und blau,
Und d' Hochzeit nemme weit.

II.

Gutes Christenblut.

Wann i schaff, han i mei Brod,
Liebe Leut, do hat's fei Noth,
Und ich schaff me doch net tod;
Liebe Leut, es hot fei Noth!

Schaffa mueß der Schultes au,
Unser Mötig *) isch net blau;
No am Sonntig nemmt mer's g'nau,
Läßt es G'schäft auf Feld und Au.

Mer am Sonntig schaffa thuet,
Isch fei guetes Christenbluet;
Gott nemmt Koin in Schuß und Huet.
Wo am Sonntig schaffa thuet.

Friedrich Stromberg.

*) Montag.

Schiller in Mannheim.

Ein Erinnerungsblatt.

(Fortsetzung.)

Meier hatte viel Mühe, Dalbergs Betragen in ein nur einigermaßen günstiges Licht zu setzen. Er suchte Schiller zu überreden, daß der Freiherr, wenn „Diesko“ erst umgearbeitet sei, das Trauerspiel sicher annehmen werde. Schiller solle nur in Oggersheim bleiben und hier die Arbeit vollenden.

Der Dichter fand nichts dagegen einzuwenden, — die Möglichkeit eines Auslieferungserlangens war ohnehin noch immer vorhanden. In Gasthof zum Viehhof quartirte er sich mit dem treuen Streicher ein,*) der seine Mutter um den letzten Rest seines Hamburger Reisegeldes anging und nun in Mannheim bleiben mußte. Die Effekten beider und Streichers Clavier wurden aus Mannheim geschickt, für drei Wochen war nach der genauesten Berechnung noch Baarschaft vorhanden. Gleichwohl war die Umarbeitung des Diesko in diesem Zeitraume schon deshalb unmöglich, weil Schiller zunächst anfing, den Plan zu „Luise Millerin“ — wie er „Kabale und Liebe“ ursprünglich benannte — niederzuschreiben. Er beschäftigte sich so eifrig mit demselben, daß er beinahe acht Tage das Zimmer nicht verließ. Nichts als Streichers Freundschaft und die Kunst konnten ihn in Oggersheim aufrecht erhalten. Der trübe Oktobermonat, die gänzliche Einsamkeit, dazu ein

*) Unter dem Namen Dokter Schmidt. Vorher hatte er sich seit der Flucht aus Stuttgart Dokter Ritter genannt.

roher Wirth, der beständig zankte und Schiller oft aus seinen idealen Träumen gewaltsam herausriß, das alles konnte nicht dazu beitragen, die Stimmung zu verbessern, die sich seit Dalbergs abschlägiger Antwort in ihm festgesetzt hatte. Der verständige Kaufmann des Ortes, Derain, der zufällig hinter das Geheimniß von Schillers wahrem Namen gekommen war, suchte den Dichter mit allem ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu zerstreuen und aufzuheitern.

In den ersten Tagen des Novembers endlich war die Umarbeitung des „Diesko“ beendet. Das Manuscript wurde sofort Meier übergeben; Dalberg sagte in den nächsten Tagen Antwort zu. Es kam indeß der 16. November heran, ohne daß eine solche erfolgte. Schiller schrieb (seit seinem oft bereuten Briefe aus Frankfurt zum erstenmale wieder) unter diesem Datum an Dalberg und bat um Urtheil und Auskunft. Nach einigen Tagen erhielt er beides in dem dürren Bescheid: daß auch in dieser Umarbeitung der „Diesko“ nicht brauchbar für die Bühne sei und demnach für denselben nichts vergütet werden könne. Umsonst hatte Ifland beantragt, dem Verfasser in Ansehung seiner poetischen Verdienste eine Gratifikation von acht Louisdors zu verwilligen. Es war nicht daran zu denken — für den Blüchling hatte der Freiherr von Dalberg weder Geld noch Theilnahme! —

Da stand nun Schiller. Das war das Ziel, welches er mit Aufopferung der Heimatlande und einer gesicherten Lebensstellung erreicht hatte. Das war das Ende seiner Stuttgarter Träume!

In der ungesichertsten Lage, bis zum Verkauf seiner Uhr gebracht, um nicht immer tiefer in Schulden zu gerathen, von solchen bedrängt, mit dem Selbstvorwurfe, Streicher an sein böses Geschick gekettet zu haben!

Glücklicherweise war ihm eine Zuflucht geblieben. Frau von Wolzogen, die Mutter seines Freundes Wilhelm von Wolzogen hatte ihm schon vor seiner Flucht aus Stuttgart ihr Gut Bauernbach in der Nähe von Meiningen zum Aufenthalt angeboten, wenn und so lange er vom Herzog verfolgt werden sollte. Schiller wandte sich jetzt an sie und erhielt die Briefe, welche ihm Aufnahme dort verschaffen mußten. Um seine Schulden bezahlen, sich das Unentbehrlichste anschaffen und die Reise bestreiten zu können, begab er sich zu dem befreundeten Buchhändler Schwan (dessen Tochter Margarethe einen mehr als gewöhnlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte) und bot ihm das Manuscript des „Fiesko“ zum Druck an. Schwan schlug ihm den Verlag des Trauerspiels nicht ab, meinte jedoch wegen den sicher nicht ausbleibenden Nachrufer, den Bogen nicht höher als zu einem Louisdor honoriren zu können. Das reichte gerade für Schillers dringendste Bedürfnisse hin. In den letzten Tagen des November verließ er Dagerheim und reiste über Worms und Frankfurt nach seinem neuen Zufluchtsorte von wo aus er am 8. December an Schwan und Streicher schreibt und ihnen mittheilt, daß er sich wohl befinde.

Dies Wohlbefinden war nun anfangs allerdings ein rein äußerliches. Die Erfahrungen, die er in den letzten zwei Monaten gemacht, hatten innerliche Erschütterungen in ihm hervorgerufen, von denen er sich schwerlich so schnell erholen konnte. Das Beste an seinem Bauernbacher Aufenthalte war die Ruhe, die er für seine Arbeiten erhielt und die er trefflich zu benutzen wußte. Bereits im Februar 1783 war „Luis Millerin“ vollendet.

Frau von Wolzogen hielt sich im Januar dieses Jahres einige Zeit auf ihrem drei Stunden von Bauernbach entfernten Stammgute Waldorf auf. Im Anfange brachte sie Schiller durch einige leicht verzeihliche Ausdrücke der Besorgniß für ihre Söhne dermaßen in Harnisch, daß er auf der Stelle Bauernbach veranlassen und mit einem Herrn von

Wurm auf dessen Gut gehen wollte. Diese Idee zerbrach sich wieder, er verständigte sich mit seiner Beschützerin und blieb dann immer aufgeteilter und glücklicher bis zum Juli in Bauernbach. Er lernte die Tochter Frau von Wolzogens, die eben aufblühende Charlotte kennen und bald keimte eine Neigung in ihm, die er vor dem jungen Mädchen zu verbergen Mühe genug hatte. Sein einziger Freund in der Nähe war der Hofrath Reinwald, der spätere Gatte seiner Schwester, der ihn mit Büchern versorgte und mit dem er fleißig Briefe wechselte.

In Mannheim hatte man aber Schiller nicht vergessen. Hauptsächlich war es Streicher, der das Interesse der Schauspieler immer und immer wieder für ihn rege machte. Dieselben sprachen unverhohlen gegen Dalberg den Wunsch aus, daß der Fiesko aufgeführt werden möchte; sie gedachten auch der Luis Millerin. Eine Verfolgung von Seiten Herzog Karls war nicht mehr zu fürchten, derselbe ignorierte Schiller gänzlich und so konnte es der bedenkliche Intendant wohl wagen, im März (1783) an Schiller zu schreiben und bei ihm anzufragen, ob sich sein neues „ungedrucktes“ Stück nicht zur Aufführung auf der Mannheimer Nationalbühne eigne. Die Antwort Schillers hierauf ist seiner würdig; nicht mit Hast nimmt er die nun wieder dargebotene Hand dessen an, der ihn erst so treulos zurückgestoßen hatte — er äußert Bedenken, macht auf Fehler des Schauspiels aufmerksam u. Dem ungeachtet setzte Dalberg seine Bewerbungen und Anträge fort und Schiller entschloß sich im Juli zu einer Reise nach Mannheim, mit dem festen Vorsatz und Versprechen, möglichst bald wiederzukehren.

Am 27. Juli langte er wieder in der Stadt an, die einst das Ziel seiner Wünsche gewesen, und die er nach den traurigsten Tagen nothgedrungen hatte verlassen müssen. Die Freude der Freunde, besonders Streichers war groß; Schiller beschloß drei Wochen in Mannheim zu bleiben und dann nach Bauernbach zurückzukehren. Dalberg und Inzland waren verreist, doch stand ihr Wiedereintreffen täglich in Aussicht. Indessen befand sich der Dichter in einem Strudel von Gesellschaft und Zerstreungen, was ihn am Arbeiten hinderte. Er schrieb dabei an Frau von Wolzogen Briefe, die

von Sehnsucht nach ihrem stillen Gute durchweht sind. Dalberg aber, der am 10 August nach Mannheim kam, wußte ihn dort zu fesseln.

Er wurde als Theaterdichter mit einem Gehalt von dreihundert Gulden*) angestellt. Er mußte sich verpflichten dem Theater jährlich drei Stücke zu liefern. Als erste zwei wurden „Fiesko“ und „Luise Millerin“ angenommen. Ein drittes hatte er demnach noch zu dichten.

Ghe er jedoch zu der Theaterbearbeitung des Fiesko schreiten konnte, ergriff ihn das in Mann-

*) Außer diesen dreihundert Gulden sollte er eine Einnahme von jedem seiner Stücke erhalten. Darauf verzichtete er gegen Zulage von zweihundert Gulden später.

heim als Seuche wüthende kalte Fieber, welchem unter andern der redliche Regisseur Meier erlag. Schiller, der sich nach mehreren Wochen wieder zur Arbeit zwingen mußte und bei der magersten Kost und den stärksten Portionen Chinarinde das Fieber nicht los werden konnte, wurde mißmuthig, verstimmt. Die ruhigen, schönen Tage in Bauernbach traten wieder und wieder vor seine Seele, — kaum daß ihn gemachte Bekanntschaften wie die der Frau von Verocke*), und Besuche, wie der seines Freundes und Lehrers Professor Abel aus Stuttgart, ein wenig aufzuheitern vermochten.

(Schluß folgt.)

*) Als Sophie Gutermann mit Julie Wendell eine der frühesten deutschen Schriftstellerinnen.

Erwiderung.

(Auf eine Beurtheilung der „Bilder der Nacht“ von M. Solitaire in Nr. 20 der „Blätter für literarische Unterhaltung.“)

In Nr. 20 der „Blätter für literarische Unterhaltung“ befindet sich eine sonst wohlwollende Kritik der „Bilder der Nacht“, die einige Aeußerungen enthält, auf welche der Verfasser, respektive „Maler“ jener Bilder sich veranlaßt fühlt, Folgendes zu erwidern.

Zunächst sagt der geehrte Herr Kritiker:

„Wenn wir es auch nicht gerade für etwas besonders Verdienstliches halten können, die dunkelsten Partien im Menschenleben und im Menschenherzen auszumalen und zur seelenschaudernden Anschauung zu bringen — denn das einzige Gute dabei, das Amt der Abschreckung übt die Prosa des Tages so schon zur Genüge, daß man die Poesie billig damit verschonen könnte, u. s. w.“

Die hier angeführte Phrase ist unserer Ansicht nach eine absolut nichtsagende Phrase: eben nichts als eine Phrase, der aller Sinn fern bleibt und mit der man billig ein Blatt, wie das in Rede stehende, das sich in seiner kritischen Präention für die letzte Instanz hält, verschonen sollte. Die Phrase ist so gedankenleer, daß sie eigentlich gar keiner Erwiderung bedarf, denn soll man noch antworten: also müßte Othello, also Lear, also Faust ungeschrieben bleiben, weil in ihnen die dunkelsten Partien des Menschenlebens und des Menschenherzens zur seelenschaudernden, wenn auch zur erhabensten Anschauung gebracht werden?

Soll man antworten?

Wann wird der Kritikus aufhören ein Hand-

werker zu sein, der an den vor ihm aufgethürmten Haufen neuer Produktionen mit Ekel geht und seine Aufgabe erfüllt zu haben glaubt, wenn er einige verworrene Redensarten, deren ganze Meinung eben eine nichtsagende Meinung ist, abgelernt hat?

Soll man antworten?

Ist es mehr wie höherer Blödsinn, wenn man schreibt: „das Amt der Abschreckung übt die Prosa des Tages so schon zur Genüge!“

Diese Phrase ist wirklich eine von jenen Phrasen, die jeglichen Skribenten, der nicht wie unser Kritikus ein mit schändem Ekel an seinen Leierkasten gehender Leiermann ist, zur Verzweiflung bringen könnte; vorzugsweise, wenn jene unziemliche Platitude aus der Feder eines Schriftstellers kommt, der sich als Mitglied eines Arcopagus gerirt, welcher in letzter Instanz zu entscheiden erklärt.

Wenn ein Literat so wenig mit sich selbst über das in's Klare gekommen, was er eigentlich will und was er von der Kunst, deren Leistungen er beurtheilt, zu erwarten, so müßte er nie eine Feder anrühren.

Möchte doch endlich dies mehr als verworrene Geschwäg aufhören und möchten nur Männer den kritischen Richterstab schwingen, die wissen, was sie wollen und die nicht angefüllt mit ekler Blasphemie jede Novität mit mißgünstigem Auge betrachten und für das Resultat eines ganzen inhaltschweren Lebens und Leidens weiter nichts haben, als eine blasirte, blödsinnige Phrase wie die in Rede stehende!

Das Reich der Poesie ist die ganze Welt mit ihrem Licht und ihrem Schatten, mit ihrer Sonne und ihrem Schrecken: ist das Herz der

Menschenbrust mit seinem Schmerz und seiner Freude, seiner Hoffnung und seiner Verzweiflung: die Nacht wie der Tag, die Blüte und die Leiche, der Fluch und der Segen, das Werden und das Entstehen: die Poesie selbst ist die Welt und das Herz: und alles, was die Welt bietet, was das Herz erfüllt, ist ihrer würdig, mag es ein sonniges Lächeln, mag es ein nächtlicher Schrecken sein. Ob der Sturm heult, ob der Zephyr sächelt, Welt ist Welt: ob der Mensch hofft oder verzweifelt, Herz bleibt Herz: und Poesie ist Welt und Herz.

— Um noch an einem Beispiele zu zeigen, mit welcher unverantwortlichen Flüchtigkeit solch ein kritischer Leiermann leiert, mag Folgendes hier angeführt werden:

Er wirft weiter unten dem Verfasser der „Bilder der Nacht“ zum Beispiel vor, daß er in Wiederholungen sehr stark sei. Wendungen, wie: „„o laß sie! o laß sie!““ kommen gleich in den ersten Gedichten: der Musikant von Scheveningen und der neue Sndymion, zusammen 19 Mal vor!“ Was in aller Welt soll das nun heißen? Ist hier der böse Geist eines Druck- oder Schreibfehlers thätig gewesen?

Dieses: O laß! findet sich im zweiten Gedichte gar nicht, im ersten ein einziges Mal. Es heißt nämlich:

Was Du spielst, ist himmlisch süße verlockende Poesie,
O laß! O laß sie uns hören! die tönende Phantase.

Der selige Müllner sagt in einem ähnlichen Falle: „einen Autor dadurch lächerlich machen, daß man aus dem Buche etwas anführt, was nicht darin steht, Welch ein Gedanke! — Ich glaube, wenn ich während meines Recensentenlebens hierauf gefallen, daß ich zu feig gewesen, es auszuführen, weil es denn doch nicht unmöglich wäre, daß man von einem Autor, der die Zigeunerfreiheit der literarischen Universalrepublik nicht anerkennt, dafür leiblicher Weise genasensübert würde.“ (Siehe „Müllneriana.“ Leipzig. 1820. Brockhaus. pag 36.)

Letzteres will ich zwar gern bleiben lassen: muß aber doch vermuthen, daß der Kritiker eine

Brille mit in Facetten geschliffnen Gläsern bei seiner Arbeit aufgehabt hat: oder er ist schon vor „laß“ bei diesem „o laß! laß!“ gewesen. Wer aber „laß“ ist, könnte Jesus Sirach sagen, soll schlafen gehn, und nicht wie diese Nr. 14 harmlosen Leuten seine Feder als einen Dorn in die Augen stechen.

Zum Schluß dieses kostbaren Artikels werden dem Verfasser mehre Formfehler vorgeworfen. Es heißt zum Exempel:

Statt Thurm gebraucht der Dichter mehrfach Thorn. Worauf Folgendes zu erwidern:

Es ist bekannt, daß die beiden Formen Thurm und Thurn neben einander bestehen, nach Heinsius bestehen. — Goethe im 2. Theile des Faust sagt der „Thürner.“ In Niederdeutschland sagt man für Thurm Thorm. Es ist also nichts Regelwidriges für Thorm Thorn, da ja die Stadt Thorn auch diesem Beispiele vorangegangen, die doch auch zuerst so gut wie Thurm turris, dann Thorm und endlich Thorn geheißen haben mag. Sagt man nicht auch Wulf für Wolf, was umgekehrt ist.

Was den Gebrauch des Wortes „Trümmer“ als Femininum im Singularus anbelangt, so erscheint derselbe dem Verfasser dadurch gerechtfertigt, daß „Trümmer“ doch nicht der Pluralis vom „Trumm,“ dem entsprechenden Singularis, sein kann: solcher würde natürlicher: die „Trumme“ heißen. „Trümmer“ ist vielmehr die Mehrheit eines außer Gebrauch gekommenen gleichlautenden Singularis. Diesen Singularis restituirt zu haben, gehörte also in das Gebiet der allergewöhnlichsten, poetischen Lizenz, die übrigens wie Heinsius in seinem Wörterbuche unter dem Artikel Trumm bemeldet, schon mehrfach geübt worden ist.

Schließlich bemerkt der Verfasser dieses Artikels, daß er ihn allein vertritt und daß die verehrliche Redaktion der Abendzeitung denselben nur auf sein ganz besonderes Verlangen aufgenommen hat.

M. Solitaire.

Briefe aus Carlruhe.

II.

Das erste Concert des Musikfestes.

Die Feier des Einzuges der modernen Kunst in Süddeutschland ist auf das Würdigste beendet worden. Das Wagner'sche

Kunstwerk hat einen neuen Triumph gefeiert, und zwar auf einem Boden, welcher nichts weniger als vorbereitet war und an einem Orte, von dem man Hingebung und Verständniß um so weniger erwarten konnte, als sich hier bisher nur die entgegengesetzten Bestrebungen mit Erfolg bewegen konnten. Wer kennt nicht die Abgeschlossenheit, das Mißtrauen und Vorurtheil, welches Süddeutschland so

oft kundgegeben hat, wenn es galt, ein Neues, ihm Fremdes in seinen Kreis des Hergebrachten und Gewohnten einzuführen! Und dennoch haben wir jetzt über eine That zu berichten, welche unplotschlich hereinbrach in diesen Kreis der Verjährung, welche die Fesseln des Vorurtheils mächtig zersprengte und als epochemachendes Ereigniß ein neues Feld der Wirksamkeit sich selbst erschuf. Dieser entscheidende Schritt ward von Liszt gethan, das Fundament für das Gebäude der Zukunft ward von ihm mit fester Hand gelegt. — „Ich hab's gewagt“ — kann Liszt mit Selbstbewußtsein ausrufen und: „Du hast gesiegt“ — muß man ihm mit Ueberzeugung und Freude bekennen.

Mit welchen Schwierigkeiten Liszt zu kämpfen hatte, kann nur beurtheilen, wer die hiesigen Verhältnisse näher kennen gelernt hat. Es ist schwer zu entscheiden, ob die technischen Hindernisse oder die ästhetischen Vorurtheile für den Augenblick die gewichtigeren waren. Jedenfalls greifen beide hier so ineinander, daß die Lösung der Aufgabe, wie sie in den Concerten vor uns liegt, eine bewundernswerthe ist.

Man vergegenwärtige sich 3 Orchester, die noch niemals zusammen spielten und unter denen sogar eine gewisse Rivalität herrschen soll. Man bedenke, daß außer den Oher- und Quartettproben nur wenig vorgearbeitet werden konnte; daß selblich in 48 Stunden eine combinirte musikalische Masse von 260 Personen zu einem Ensemble eingearbeitet werden mußte, in Werken, welche sie zum ersten Male hörten und die zu den schwierigsten Aufgaben gehören, welche die moderne Kunst überhaupt gestellt hat. Und nun denke man sich Liszt dieser Masse und diesen Schwierigkeiten gegenüber vollkommen iselirt stehend, und auf sich ruhend mit einer Kunstichtung, welche den Mitwirkenden neu, und nicht dem geringsten Theil derselben sogar entgegen war; mit einer Kunstauffassung, deren Höhe und Kleinheit zu verstehen nur dann gelingen kann, wenn man mit Hingebung und Selbstthätigkeit ihr folgen will und kann!

Wenn man auch den Gesammkräften guten Willen und Eifer nicht absprechen kann, so ist doch die Fähigkeit der Einzelnen eine zu verschiedene, und ein inniges Zusammenleben mit dem Dirigenten in so kurzer Zeit nicht möglich. Bisber fand jedes Musikfest an dem Ort seiner Feier einen musikalischen Kern vor, um den sich die übrigen Kräfte krystallisiren konnten. Dieser Stamm war das dortige Orchester, welches seinen Dirigenten genau kannte und verstand, ihm willig folgte und die aufzuführenden Werke durch ihn bereits kennen gelernt hatte. Dies alles war hier nicht der Fall. Liszt war allen Mitwirkenden noch ebenso fremd, als diesen fast alle Werke fremd waren. Vielfache Erfahrungen bestätigen aber, daß jedes Orchester durch seinen Kapell-

meister an eine gewisse Directionsmanier gewöhnt (und wohl auch durch diese verwöhnt) wird, so daß es sich nur langsam an eine davon verschiedene Manier gewöhnen kann, namentlich wenn sie so eigenthümlich und genial ist, als die Liszt'sche.

Liszt geht als echter, inspirirter Künstler in dem von ihm geleiteten Kunstwerk vollkommen auf. Die Technik existirt ja für ihn, den ausübenden Künstler und ersten Virtuosen, nicht mehr; er lebt nur im Geiste und durch den Geist. Ein Gleiches fordert er von denen die er leitet. Die Technik muß bei ihnen überwunden, der Geist des Werkes von ihnen durchdrungen sein. Wie Liszt sich in das Werk mit aller Geisteskraft verienkelt, im Schwunge der leitenden Idee des Componisten, und nicht metronomartig, mechanisch äußerlich dirigirt — so giebt er auch jedem Instrument innerhalb gewisser Grenzen Freiheit der Auffassung und gesteht somit der Individualität eine Veredlung zu, welche freilich viele nicht begreifen werden, wen nur der Künstler dem Künstler folgen kann. Gibt es doch so viele, die keine Freiheit wollen, und nur in der Beschränkung, im Geleitetwerden und Nachahmen ihr Heil finden!

Bei so großen Massen ist Fähigkeit und Bildung zu ungleich vertheilt, als daß alle auf gleicher Höhe stehen könnten, selbst wenn wir nur das Technische ins Auge fassen. Hervorragend und wahrhaft künstlerisch waren die Leistungen des Streichquartetts. Dieses schloß allerdings auch namhafte Künstler, wie die Concertmeister Will aus Karlsruhe und Müller aus Darmstadt, den Cellisten Gößmann aus Weimar und den berühmten Contrabassisten Müller aus Darmstadt in sich. Das Ensemble 32 Geigen, 10 Bratschen, 8 Celli und 8 Contrabässe war ein vollkommen gelungenes und im Einzelnen oft überraschendes. Ein Gleiches könnten wir von den Bläsern nicht sagen, namentlich waren die Holzbläser ziemlich schwach. Eine gute erste Oboe, Clarinette und Flöie konnten nicht die Schnäcken der übrigen, namentlich der Fagotte, so übertragen und verdecken, daß nicht manches zu wünschen übrig geblieben wäre. Im Ganzen waren die Holzbläser zu schwachathmig, ohne genügende Energie und Präcision, wofür die schöne Klangfarbe einzelner nicht genug entschädigen konnte. Auch dem Blech fehlte die rhythmische Schärfe, und die Energie der Schlaginstrumente ließ viel zu wünschen übrig.* —

Da es nun unmöglich ist, innerhalb 48 Stunden

* Ueberhaupt sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß ganz Deutschland keinen Pauker besitzt, welcher dem Leipziger Pfund an die Seite gesetzt zu werden verdiente. Wir haben nie und nirgends eine Pauke gehört, welche so vollendet künstlerisch behandelt wird, als von Pfund, sowie wir keinen Contrabassisten kennen, welcher neben den Darmstädter Müller sich stellen dürfte. —

den derartigen Mängeln vollständig abzuheben, so liegt nicht der geringste Vorwurf für Liszt darin, daß das Ensemble des ersten Concertes nicht so vollendet war, als es unter günstigeren Verhältnissen hätte sein müssen. Daß namentlich in Beethoven's Vier Symphonie, wo Schwankungen vorkamen, die Schuld nicht in der Direktion, sondern im Orchester zu suchen ist, ward am besten durch das Zweite Concert bewiesen, welches die erwähnten Fehler nicht zeigte und überhaupt in der Ausführung ein noch gelungeneres war, einfach deshalb, weil das Orchester Liszt besser auffassen lernte und ihm verständlicher folgte.

Die Chöre waren durchgehends sehr präcis und ausgezeichnet einstudirt. Ihr Piano hätte können zuweilen besser sein, doch ist dies bei einem so starken Theaterchor, der eine Intensität von mindestens 200 Dilettantenstimmen repräsentirte, äußerst schwer zu erreichen und störte den Gesamteindruck um so weniger, als die Chöre äußerst rein sangen und ganz vorzüglich gut einsetzten. Nur in Liszt's Camate, dem schwersten Gesangstück, welches wir kennen, war zuweilen Reinheit und Präcision zu vermissen, doch entschuldigt sich das leicht durch die schnellen Wechsel und überraschend neuen Folgen von Harmonien in diesem Werke.

Nach diesem Gesamtüberblick können wir die einzelnen Nummern des ersten Concertes näher beleuchten. Die Tannhäuser-Duvertüre Wagner's zog mit ihrer Glut der Phantasie und Bracht der Erscheinung glänzend vorüber. Ueber ihren Werth und Gehalt an diesem Ort noch etwas zu sagen, wäre höchst überflüssig. Nur soviel sei bemerkt, daß ich nie eine so ausgezeichnete Ausführung der Duvertüre gehört habe. Sie ging tadellos; die Violinfigur hatte einen nie gehörten Schwung, die Gesänge waren vollstimmig und kraftvoll, alle Instrumente und Mittelstimmen kamen zur schönsten Geltung. Die Aufnahme war äußerst günstig. Das Publikum wurde gepackt, ohne sich des wie und warum noch bewußt zu sein. Aber die Duvertüre zündete, wie überall, trotz dem „wenn“ und „aber“ der spezifischen Musiker und trotz dem Heulen und Zähneklappen der Philister. Die Fische können nicht begreifen, wie man ohne Wasser leben kann, — so begreifen auch noch viele Menschenfische nicht, wie man ohne ihre Musik leben und wie im Sonnenglanz der Wagner'schen Musik die echten Menschenseelen glühen und blühen können. Aber nur immer vorwärts! Stürze und ertrinke, wer will oder muß! — Wagner's Siegeswagen zieht unaufhaltsam seine Bahnen! —

Die Concert-Arie von Beethoven, — beiläufig gesagt ein Stück, das uns persönlich kein Interesse mehr abgewinnen kann, — sang Frau Howitz-Steinau recht brav, doch ohne besonderen

Schwung, etwas zu langsam. Die Arie war ihre eigne Wahl — sollte es nun einmal eine Concertarie sein, so wäre eine Weber'sche uns lieber gewesen. Der Beifall war mäßig.

Um so höheres Interesse bot uns Joachim's eigenes Violin-Concert, und zwar in doppelter Hinsicht. Ueber Joachim als Virtuosen ist kaum noch etwas zu saen — er ist der erste und größte Violinist unserer Zeit. Er vereinigt die Vorzüge aller jetzt lebenden Geiger, ohne ihre Fehler zu haben. Er ist klassisch und modern zugleich, verschmäht alle Charlatanerie und Effekthascherei und ist groß in seinem unerreichbaren Seelenadel, in seiner edlen Künstlerruhe. Er kann alles, kennt keine Schwierigkeit und spielt doch mit der erhabensten Einfachheit. Das echte, wahre Violinpiel aller Zeit ist in ihm repräsentirt, ward durch ihn der Gegenwart erhalten und geht mit ihm einer großen Zukunft entgegen. — Joachim als Componist war uns aber neu. Wir konnten ihn als solchen nicht besser kennen und höher schätzen lernen, als durch dieses Concert, welches in Idee und Durchführung durchaus neu und genial ist. Das Concert besteht nur aus einem Satz, aber mit verschiedenem Tempo, so daß es in der That alle Elemente, das Allegro, Andante, Scherzo und Finale, in sich schließt. Die einzelnen musikalischen Gedanken sind so geistvoll verbunden und in einander gearbeitet, daß allerdings das große Publikum beim ersten Hören der herrlichen Architektur nicht folgen kann. Durchaus symphonisch und vollkommen originell gedacht, macht das Concert einen unnachahmlichen Gesamteindruck, bei dem die Solozeitung viel mehr zurücktritt und im Ganzen wirkt, als man von Concerten sonst gewohnt ist.

Mit diesem Concert Joachim's ist den Violinconcerten ein ganz neues Feld eröffnet. Möge Joachim, unermüdet und unbekümmert um zweifelnde Stimmen, fortbauen und er wird reiche Früchte für die Zukunft ernten. Joachim wird als Instrumentalcomponist noch ganz Bedeutendes leisten — das fühlt man augenblicklich heraus. In der Duvertüre und Symphonie, wie in Concerten mit Orchester, muß er sich einen Namen erwerben vom reinsten Klange, wenn er seinem inneren Zuge ungestört folgt. Bei seiner Jugend breitet sich eine Zukunft vor ihm aus, die zu den beneidenswertesten gehört, da in ihm alle Elemente eines großen Künstlers vorhanden, und theilweise schon zu höchster Blüte entwickelt sind!

Das Finale aus Mendelssohn's „Valseley“ wurde tadellos ausgeführt. Das Ensemble von Chor und Orchester war ganz vortrefflich; Frau Howitz-Steinau überraschte uns auf das Angenehmste durch eine Wärme des Vortrags und Lebendigkeit des Ausdruckes, die wir sonst an ihr

nicht gewohnt waren. Ich habe sie zum ersten Male dramatisch singen hören, wozu das leichte Genre ihres gewöhnlichen Operncyklus ihr freilich keine Gelegenheit bieten konnte. Die Partie der Venus in Wagner's Lannhäuser hatte sie aber in Dresden früher so gesungen, daß man an ihrer dramatischen Begabung allerdings verzweifeln mußte. Desto lebhafter sei von uns dieser Fortschritt anerkannt, der allerdings auf eine universelle Begabung für den dramatischen Vortrag noch nicht schließen läßt. Das Publikum zeichnete Frau Howig-Steinau durch Hervorruf aus — überhaupt ward das ganze Finale an diesem Abend vom Publikum am lebhaftesten aufgenommen und am meisten ausgezeichnet — natürlich mit Ausnahme von Joachim, welcher bei seinem Auftreten schon empfangen und am Schlusse stürmisch gerufen wurde.

Wollte man von dem Beifall der Menge auf den Werth einer Composition schließen, so wäre Mendelssohn's Finale ein ganz vorzügliches Werk. Mit Ausnahme der eingetheilten Mendelssohnianer wird das aber kein Mensch zu behaupten wagen. Was an der Composition Gutes und Wirkungsvolles zu finden ist, hat Mendelssohn bereits in seiner „Walburgisnacht“ noch frischer und wirkungreicher geboten, und das Uebrige ist reine Wiederholung von Mendelssohn's bekannter Manier, die im ziemlich engen Kreisläufe sich bewegt. Die Motive des Finales streifen mitunter so nahe an das Triviale, daß man sich verwundert fragt, wie der feingebildete Mendelssohn soweit sich herablassen konnte, um dem rein äußerlichen Effect Concessionen zu machen, die nur für das große Publikum berechnet sein können. In diesem Finale entwickeln sogar große Trommel und Cymbeln eine erstaunliche Thätigkeit — ein Fall, der bei Mendelssohn sonst unerhört ist. Wir wünschten nichts, als daß Mendelssohn diese Oper vollendet hätte! Dadurch würde er am sichersten bewiesen haben, daß ihm zur dramatischen Musik auf der Bühne das Talent fehle; und die Marktschreier à la Niehl, welche verzweifeln wollen, daß Mendelssohn sterben mußte, bevor er die Oper reformiren konnte, wären entsetzlich blamiert worden. Aber wohl weislich hat es Mendelssohn bei diesem Finale bewenden lassen, und würde dabei geblieben sein, wenn er auch noch zehn Jahre gelebt hätte! —

Schumann's Duvertüre zu Byron's Manfred ist ein herrliches Werk, so voll Adel, Gedankenreichtum und Poesie, daß man die Duvertüre zu dem Besten zählen muß, was Schumann an Instrumentalwerken geschaffen hat. Unter seinen Duvertüren nimmt sie offenbar den ersten Rang ein, sie verbindet jugendlichen Schwung mit tiefer Erfassung der Aufgabe und echt künstlerischer Conception und Durchführung auf seltene Weise. Als

echtes Instrumentalwerk von reinstem Seelenadel und wärmster Empfindung nehmen wir keinen Anstand, diese Duvertüre den Beethoven'schen an die Seite zu stellen, mit denen sie in mehr als einer Beziehung die innigste geistige Verwandtschaft zeigt, ohne im geringsten äußerlich an Beethoven sich zu lehnen. Schumann's innerster und edelster Kern, sein entschiedener Beruf zur Instrumentalmusik, zeigt sich in dieser Duvertüre wieder so glänzend, daß wir in Zukunft sicher noch Großes und Herrliches nach dieser Richtung hin von ihm zu erwarten haben. Daß das Publikum diese Duvertüre mit einmaligem Hören nicht faßte, und daß daher der Beifall kein so lebhafter war, als bei Mendelssohn's Finale — das war vorauszuwischen.

Wir kommen jetzt zu Liszt's Cantate, dem Festgesang aus „die Künstler“ von Schiller, für Männerchor und achtstimmiges Männerseel, mit Harmoniebegleitung. Wir haben schon oben bemerkt, daß es die schwierigste Composition für Gesang ist, die wir kennen; wir setzen noch hinzu, daß diese Composition auch die gewagteste ist, weil man sie nur einem durchaus gebildeten musikalischen Publikum vorlegen kann und soll. Insofern war Liszt's Wahl keine glückliche, die Cantate ging auch trotz ihrer großen Schönheiten ohne Wirkung vorüber — eine ganz natürliche Folge des zu großen Vertrauens auf ein musikalisches Verständnis und eine künstlerische Vorbildung, welche nicht einmal die anwesenden sogenannten Kunstverständigen und Musiker, viel weniger die Massen dem Werke entgegen bringen wollten oder konnten.

Der einzig gerechte Vorwurf, den man dem Werke machen kann, ist, daß es nicht rein gesangsmäßig, sondern mehr instrumental gedacht ist. Liszt mußte der Biegbarkeit und Sicherheit der Stimme in Bezug auf Verhalte, Ausweichungen und euharmonische Verwechslungen zu viel zu und kann deshalb bei der Wiedergabe seines Werkes jene absolute Reinheit und Sicherheit des Vortrages nicht erzielen, welche doch unabweislich erforderlich ist, um dem Werk in seinem verschlungenen, kunstvoll und geistreich angelegten Bau mit Genuß folgen zu können. Unrein und unsicher gesungen, wie das Werk trotz vieler Proben aufgeführt wurde, (und trotzdem, daß zur Unterstützung des Gesanges noch ein kleines Positiv von drei Registern beigegeben war) konnte man natürlich zu keinem Gesamteindruck gelangen und war öfters darauf angewiesen, die Intention mehr herauszufühlen, als herauszuhören. In der Generalprobe ging das Werk bedeutend besser; wir haben es auch in den übrigen Proben mit Aufmerksamkeit verfolgt und ihm bei jedesmaligem Hören neue interessante und geistvolle Seiten abgesehen.

Liszt's Werk bietet die Erscheinung eines bis

zum Höchsten gesteigerten musikalischen Ausdruckes, und eines fast nervös verfeinerten Anschließens der Form an den Inhalt dar, sodaß mitunter die Grenzlinien des Schönen allerdings überschritten werden, aber nicht, weil sie vom Componisten vornehm vernachlässigt würden, sondern weil der Genius hier mit den beengenden Fesseln ringt, welche das Endliche der Erscheinung dem Unendlichen im Künstler so oft anlegt.

Wahrheit groß gedacht ist das Posaenthema der Cantate und von ergreifender Wirkung ist überhaupt der erste Vers, namentlich der so schön und erhaben kieselnde Schluß:

Der Künste heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenkte sie zum Ocean
Der großen Harmonie!

Auch der Anfang des zweiten Verses zeigt große Schönheiten im Einzelnen. Aber die sehr weit gesteigerte Anhäufung von scharf accentuirten Wirkungen, die dicht neben einander gelegt, zu rasch sich gegenseitig verdrängen, raubt dem noch nicht orientirten Ohr allerdings die Ruhepunkte und jene beliebte Selbstbeschaulichkeit und Sicherheit, welche namentlich Mendelssohn dem Publikum in so hohem Grade bot und deshalb freilich nie in die Gefahr kam, mißverstanden zu werden. —

Was dem Publikum aber besonders auffiel und zwar so, daß es bis zum Schluß der Cantate sich nicht recht erholen wollte, war das Trompetensolo am Schluß des zweiten Verses, nach den Worten:

Und räche sie mit Siegesflanze
An des Verfolgers feigem Ohr.

Bei dieser Stelle schmettert das Blech einen Secundenaccord hinaus, der allerdings zu den gewagtesten zu rechnen ist. Genug, dies und manche unbetene Dissonanzen, welche die Sänger hinzucorponirten, ohne es zu wollen, irritirten das Publikum zu sehr, um zu einem Urtheil gelangen zu können, und es zog daher vor, kein Urtheil abzugeben. Wir aber möchten Vitzt bestimmen können, diese Cantate recht oft aufzuführen und sie baldigst drucken zu lassen, vielleicht mit einigen kleinen unbedeutenden Concessionen an die Sänger, wodurch wir freilich in Gefahr kommen können für einen Philister gehalten zu werden! —

Ueber die 9te Symphonie kann ich kurz sein. Ihr Inhalt und Werth ist bekannt und geschätzt genug, wenigstens bei uns im Norden, wenn auch manche Musiker Süddeutschlands, welche das Schwabenalter noch nicht erreicht haben und sich mit Stolz zu den „beschränkten Köpfen“ zählen, anderer Ansicht zu sein belieben. Ob die 9te Symphonie ein Ganzes sei, und was für ein Ganzes

— darüber im Jahre 1853 auch nur noch ein Wort zu verlieren hiesse schon, sich freiwillig zu den beschränkten Nieblischen Charakterköpfen zählen! —

Man fühlte der Aufführung der 9ten Symphonie allerdings an, daß sie von Seiten der Musiker noch nicht gehörig verstanden und verarbeitet sei, denn die Ausführung ließ im Einzelnen allerdings manches zu wünschen übrig. Vitzt hatte offenbar auf mehr Verständnis, entschiedeneres Entgegenkommen und festere Haltung von Seiten des Orchesters gerechnet, konnte daher in zwei Proben natürlich Geist und Leben nicht in eine Masse einhauchen, welche theils mit dem Technischen noch ringen mußte, und theils durch Schwäger und Philister im eigenen Urtheil über Werth und Bedeutung von Beethoven's Symphonie irre geführt war. Unter so bewandten Umständen ging die Symphonie noch ganz vortrefflich, namentlich der erste und zweite Satz, welche beide sehr lebhaft, letzterer sogar stürmisch mit Tacaporus vom Publikum augenommen wurde. Weniger gelang der dritte Satz, wogegen die Ohre ausgezeichnet waren und in Festigkeit, Sicherheit, Kraft und Reinheit nichts zu wünschen übrig ließen. Die Solosänger konnten besser sein, namentlich bewältigten Frau Howig-Steinau und Frau Hauser ihre Partien noch nicht ausreichend.

Daß nach der Fermate in F-Dur bei dem Allegro assai vivace alla marcia ($\frac{2}{4}$ B-Dur) sich das Fagott verzählt hatte und mit dem Niederschlag (statt mit dem Aufschlag im vierten Actel) einfiel, wodurch die große Trommel irre gemacht wurde, so daß die sechs ersten Noten wiederholt werden mußten, — war ein Unglück, wofür kein Dirigent einstehen kann, da leider beide Instrumente überhaupt sehr zaghaft austraten und hier das Unglück hatten, ganz Solo eintreten zu müssen. Bei jeder anderen Stelle wäre das Versehen spurlos vorübergegangen, doch haben diverse Böswillige und Unsichere, die niemals einen Direktionsstab nur in der Hand gehabt, vielweniger ein solches Riesenwerk mit zwei Proben einstudirt haben, ein Geschrei darüber erhoben, weil sie froh waren, etwas in ihre Ohren Fallendes gefunden zu haben, was sie getrost tadeln konnten, ohne einmal Gefahr zu laufen, sich zu klamieren! —

Das Gesamtergebnis des ersten Concertes war ein vollkommen befriedigendes. Am Schluß wurde Vitzt stürmisch gerufen und das Orchester empfing ihn mit einem dreimaligen lebhaften Tusch. Das in allen Räumen übersüllte und glänzend besetzte Haus bot, bei Anwesenheit vieler fürstlichen und hochgestellten Personen, einen imposanten Anblick dar, und das Auditorium bewahrte eine, wenn auch nicht

enthusiastische, doch im Ganzen warme und lebhaft empfindliche und dauernd gespannte Aufmerksamkeit bis zum Schluß des Concertes, welcher gegen $\frac{1}{2}$ 3 Uhr erfolgte. Die Spannung auf das fol-

gende zweite Concert war durch Resultate des ersten Concertes eine allgemeine geworden.

Carlsruhe, 5. Oktober 1853.

Hoplit.

Feuilleton.

Musik und Theater.

Gukow's Perez in München und Dresden. Karl Gukow's neuestes Trauerspiel „Antonio Perez“, welches in Stuttgart nur unbedeutenden Erfolg gehabt, ist neu umgearbeitet in Dresden und München aufgeführt worden und hat in beiden Orten außerordentlich Beifall erregt. In Dresden wurde der Dichter bei der ersten Aufführung dreimal gerufen. Das Trauerspiel ist zunächst in Hannover in Vorbereitung.

Freitags Journalisten auf dem Hofburgtheater. Freitag's brillantes Lustspiel: „die Journalisten“, ist sechsen auf dem Wiener Hofburgtheater in Scene gegangen und hat, wie überall, auch hier seine Lächerlichkeit erprobt. Ein Theil des Wiener Journalismus macht freilich befremdliche Miene zu dem Spiegel, der ihm vorgehalten wird, das Publikum aber und die vorurtheilsfreie, weil ausländige, Kritik sind einia über den Werth und Geist der „Journalisten.“

Ein Mozartsfest. Ein solches beabsichtigt die Münchner Kavelle in der nächsten Zeit zu Lindau (am Bodensee) zu halten. Dasselbe soll zwei Tage dauern.

Ein Gastspiel und Gastspielhonorar. Fräulein Rachel erhält für das Gastspiel in St. Petersburg, zu welchem sie ihren achtmonatlichen Urlaub benutzt hat, eine Summe von fünfmalhunderttausend Francs, — wovon viermalhunderttausend auf die Königin der „tragédie“ und die übrig bleibenden einmalhunderttausend auf ihre Begleitung zu rechnen sind. Nun soll man noch erzählen, daß die Kunst nach Brode geht.

Moriz Heydrich und sein Werk. Durch mehrere Blätter läuft die Notiz, daß der Dramatiker Moriz Heydrich, unser werthgeschätzter Mitarbeiter sechsen seine neue historische Tragödie „Carl Stuart“ vollendet habe. So sehr wir derselben mit Spannung entgegensehen und eben darum ein baldiges Erscheinen gern hoffen und glauben, so erlauben wir uns dennoch einige bescheidene Zweifel gegen diese Vollendung zu erheben. Moriz Heydrich, erst seit wenigen Monaten nach längerer Krankheit wieder im Stande zu arbeiten, pflegt nicht so rasch ein neues Drama zu Ende zu bringen und

den Ernst, den es ihm um die Kunst ist, durch die größte Gewissenhaftigkeit beim Schaffen zu beweisen.

Malerei.

Leonardo da Vinci's letzte Stunde. Das große Delgemälde Julius Schraders „Leonardo da Vinci's letzte Stunde“ ist gegenwärtig in Wien ausgestellt und findet sowohl im Publikum reichen Beifall, als in der Kritik eine gründliche Anerkennung.

Vermischtes.

Ein theures Violoncell. Der bekannte Componist Felicien David ist in eigentümlicher Weise glücklich gewesen. Er erbt von einem Verwandten unter verschiedenen alten Dingen auch ein altes schlecht aussehendes Violoncell, das er der Beachtung nicht würdigte, bis vor kurzem der berühmte Geigenfabrikant Bianchi in Paris zu ihm kam, das Instrument besah und nach kurzer Prüfung dasselbe für ein wahres Wunderwerk erklärte. Er nahm es mit sich, um es vollständig herzustellen; jetzt wird es in der ganzen Pariser Musikwelt angestaunt und Felicien David hat ein Gebot von 20,000 Francs für dieses Meisterwerk des Andrea Guarneri ausge schlagen.

Eine Versteigerung. In Köln ist die bekannte Leven'sche Kunstsammlung verkauft worden, und die herrlichsten, mit unermüdlichster Sorgfalt zusammengebrachten Kunstgegenstände verschiedenster Zeiten und Völker sind auf dem Auktionswege nun wieder zerstreut. Viel ist für Frankreich, weniger für England gekauft. Für manche mittelalterlichen Gegenstände wurden enorm hohe Preise bezahlt, bei andern blieben die Gebote weit unter dem Werthe.

Der Tod eines Gelehrten. Der bekannte Franz Arago, Frankreichs größte Gelehrtenberühmtheit der Gegenwart, ist Sonntag den 2. October Abends gegen 6 Uhr gestorben. Er war bekanntlich Sekretär der Academie der Wissenschaften und Direktor des Observatoriums in Paris. Man wird ihm ein Standbild in einem der Säle des Stadthauses errichten lassen.

Redaktion, Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hinz in Leipzig.